

Stachle, nid schnure!

Im Hype von Swissness und Folklore wird das Land auf jeden Volksbrauch hin durchleuchtet. Die Pontoniere fristen bis heute ein Nischenleben. Ein Segen!

Von Urs Gehrig

«Chömet Giele, inedräiel!» ruft es vom Ufer her. «Und itz zie, zie, zie!» Sonntagmorgen in aller Herrgottsfrüh prustet und rumort es auf dem Wasser. Die Jungpontoniere tragen ihre Schweizer Meisterschaft aus. Eine prächtigere Kulisse hätten sie sich nicht aussuchen können. Die Aare zu Füssen des Bundeshauses glitzert im ersten Sonnenschein. Der Fluss bietet eine rassige Strömung, was selbst die Jüngsten unter den Flussfahrern mit stoischem Gleichmut quittieren.

Jeder hat sie schon entlang den Fluss- und Seeufern gesehen, die flachen Kähne, 9 Meter lang, 1,70 Meter breit, feldgrau, sehen sie aus wie überdimensionale Särge, besetzt von zwei Männern, die nach Feierabend im Wasser herumstochern. Damit genug der läppischen Vergleiche. Das Pontonierwesen, es sei an dieser Stelle ein für alle Mal gesagt, ist nicht *Schiffli-faare*, wie es etwa Gummibootkapitäne betreiben, die bei Sonnenschein zu Hunderten eitel die Aare runtertreiben. Der Pontonier-Sport ist die hohe Kunst der Flussnavigation, nicht zuletzt im Dienste des Allgemeinwohls (Katastrophenhilfe) und, jawohl, der Landesverteidigung (Genietruppen).

Sonntagmorgen also, Punkt 8 Uhr. Das erste Paar sticht ins Wasser. Es stösst das Boot mittels anger Stacheln (mit eisernem Zweizack bewehrte Holzstangen) dem Aareufer entlang stromaufwärts, manövriert mit Rudern quer über die Strömung, navigiert dem Marzilibad entlang, um schliesslich unter dem mondänen Hotel «Bellevue» zu landen. Neben der trabenden Horde von Aare-Joggern im hauchdünnen Sportskanonendress sehen die Pontoniere aus, als seien sie einem verstaubten Historienhelgen entsprungen. Man trägt grobes Schuhwerk, Trägerhemd und Tenue-B-Hose oder ein ähnlich ausgebeultes Beinkleid. General Guisan würde in Achtungstellung verharren, könnte er von seiner himmlischen Ehrenloge aus ein Auge auf das Treiben werfen.

Bereits der persische König Xerxes I. setzte auf Pontoniere. 480 v. Chr. habe er bei seinem Feldzug gegen Griechenland zwei gigantische Schwimmburgen über den Hellespont bauen lassen, berichtet Herodot. Im Zuge der Armeereorganisation nach 1848 halten die Pontoniere *pons*: lateinisch für «Brücke») Einzug in der schweizer Armee und werden noch heute von derselben kräftig unterstützt. Im Geist der Miliz fördert das Militär zivile Pontoniervereine, quasi als ausserdienstliche Trainingsclubs, deren Mitglieder es jeweils in die Genietruppen-RS einzieht.

«Dieser Umstand freut mich sehr», schreibt Wehrminister Parmelin im Festprogramm. Dort wird er zusammen mit Armeechef Blattmann als «Ehregast» angekündigt, aber weder der eine noch der andere taucht auf. Dafür ist der Berner Stapi Tschäppät gekommen. Mit einem Stumpfen in der Linken vor dem Pontonierdepot eine Ansprache haltend, *macht er e Gattig*. Aus dem Stegreif weiss er die *Pönteler* für sich zu gewinnen. «Chasch haute vonim, was wosch, aber schnure chaner», meint einer.

«Stachle, nid schnure!», rufen Senioren dem keuchenden Nachwuchs im Fluss zu. Nur wer jedes Ziel akkurat anpeilt, keine Markierungsstange bei der Durchfahrt touchiert und dazu noch blitzschnell unterwegs ist, hat Chancen, sich als Sieger feiern zu lassen. Was heisst «Sieger»? Besonders unter den Jüngsten sind Mädchen prominent vertreten. Die Leutert-Zwillinge, dreizehnjährig, aus Ottenbach ZH, hätten es fast geschafft. Ein lächerlicher Zehntelpunkt fehlt ihnen für den Sprung aufs Podest.

Während draussen um die Wette gerudert wird, reicht man beim Depot schon mal den Weissen, stilgerecht in Vereinsgläsern. «Petri! Wo isch er?» – «Hier!» – «Daher!» Petri Hansruedi, Berner Veteran mit verwittertem Leder Gesicht und weisser Bürstenfrisur, übernimmt die Streckenbesichtigung. Den Ehregast Pius Segmüller (CVP), ehemaliger Kommandant der Schweizergarde, begrüsst Petri mit den Worten: «In Rom sit dir gsi? De heit dir sicher mi Stuel gsee!», und lacht sich krumm.

Sie sind ein gemütliches Völklein, diese Pontoniere samt Anhang. Jeder kennt jeden, von den Wettkämpfen, vom Militär und vom jährlichen Fischessen. Einige, so erzählt man auf dem Festgelände, hätten gar unter Pontonieren geheiratet. «Inzestler» sage man denen. Im Rest Europas weitgehend ausgestorben, ist das Pontonierfahren heute eine urschweizerische Tradition. 1300 aktive Pontoniere gebe es. Gefahren wird auf Reuss, Aare, Limmat; die Besten kämen vom Rhein. Romands als Pontoniere hingegen gibt's fast keine. Niemand kann so richtig erklären, warum, schliesslich liesse sich auf der Rhone doch prächtig stacheln.

Unsexy, aber waschecht

Heimat hat Hochkonjunktur. Das Geschäft mit den «Bösen» am Eidgenössischen Schwingfest lässt den Rubel rollen. Rekord-Arena, 29-Millionen-Budget und ein Gabentempel, der aus allen Nähten platzt. Selbst Siegermuni «Mazot» (gesponsert von einem Milchproduzenten) blickt shampooiert und telegen frisiert aus dem Heu. Davon trennen die Pontoniere Welten. Nicht einmal das Lokalfernsehen Tele Bärn hat sich ans Aareknien bemüht. Es ist just die Randständigkeit, die den spröden Charme der Wasserfahrer ausmacht. Der *Pönteler* reckt sich nicht ins Rampenlicht. Bescheiden und unsexy ist er, aber waschecht. Der Sieger bekommt einen Strauss Sonnenblumen, einen Zinnbecher und – als höchste aller Auszeichnungen – ein anerkennendes Kopfnicken von seinesgleichen. ○



Die hohe Kunst der Flussnavigation: Pontonier-Meisterschaft in Bern, 2016.